Legende vom Feldteufel

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750942

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

LEGENDE VOM FELDTEUFEL

VON HERMANN HESSE

Zu der Zeit, da in Ägypten das verrottete Heidentum mehr und mehr der neuen Lehre wich und in Städten und Ortschaften zahlreiche Christengemeinden aufblühten, zogen sich die dortigen Teufel immer mehr in die bekannte thebaische Wüste zurück. Dieselbe war damals noch durchaus unbevölkert; denn die frommen Büsser und Einsiedler hatten dies öde und gefährliche Gebiet noch nicht zu betreten gewagt und hielten sich, wiewohl von aller Gemeinschaft mit der Welt abgeschlossen, zumeist in kleinen Gehöften oder Heuschuppen in der Nähe der Dörfer und Städte auf. So stand den Teufeln mit ihrem Heer und Gefolge jene grosse Einöde völlig offen; denn es hausten dort nur wilde Tiere und vielerlei giftiges Gewürme. In deren Gemeinschaft begaben sich nun, von den Heiligen und Büssern überall verdrängt, die Oberteufel und Unterteufel, sowie die Wesen und Getiere heidnischer Art. Darunter waren Satyre oder Faune, die man jetzt Feldteufel oder auch Waldgötzen nannte, Einhörner und Centauren, Dryaden und vielerlei Geister; denn über diese alle war dem Teufel Macht gegeben und es wurde erachtet, dass sie teils ihrer heidnischen Abkunft, teils ihrer halb tierischen Gestaltung wegen von Gott verworfen und der Seligkeit nicht teilhaftig wären.

Unter diesen Tiermenschen und gestürzten Heidengötzen waren jedoch nicht alle von durchaus böser Art, vielmehr unterstanden manche von ihnen dem Teufel nur mit Widerstreben. Andere gehorchten ihm gerne und nahmen im Ingrimm ein recht teuflisches Wesen an; denn sie wussten nicht, warum sie aus ihrem vormaligen unschädlichen und ungestörten Dasein gerissen und unter die Verachteten, Verfolgten und Bösen gestossen worden seien. Nach den Berichten vom Leben des seligen Wüstenmönches Paul und des Athanasius Nachrichten über den heiligen Vater Antonius scheint es, dass die Centauren oder Pferdemänner feindselig und von böser Art, die Satyre oder Feldteufel hingegen zum Teil friedlich und zahm gewesen seien. Wenigstens steht geschrieben, dass dem heiligen Antonius bei seiner wunderbaren Wüstenreise zum Vater Paul sowohl ein Pferdemensch wie auch ein Feldteufel begegnet ist, und der erstere verhielt sich böswillig

und roh, der Satyr aber redete mit dem Heiligen und zeigte Verlangen nach seinem Segen. Und von demselben Satyr oder Feldteufel handelt die gegenwärtige Legende.

Der Feldteufel war mit vielen andern seiner Art dem Zuge der bösen Geister in die Wüste gefolgt und trieb sich dort in den rauhen Einöden umher. Da er früher in einer schönen und fruchtbaren Waldgegend gelebt und nur mit seinesgleichen und mit einigen lieblichen Dryaden Umgang gehabt hatte, schmerzte es ihn nicht wenig, dass er nun an einen so wilden Ort und unter die Gesellschaft böser Geister und Teufel verwiesen sein sollte.

Bei Tage sonderte er sich gerne von den andern ab, strich allein über die Felsen und Sandwüsten, träumte an sonnigen Orten von seinem früheren leidlosen und fröhlichen Leben und schlummerte manche Stunde unter den vereinzelten Palmbäumen. Am Abend sass er meistens in einem wilden finstern Felsental, wo ein kleines Gewässer dahinrann, und spielte auf einer schilfenen Flöte traurige und sehnsüchtige Lieder, deren er immer neue erfand. Wenn diese klagenden Töne erklangen, hörten manche Faune von ferne zu und gedachten mit Leid an die vergangenen schönern Zeiten. Manche von ihnen seufzten erbärmlich und gaben sich einem schmerzlichen Klagen hin. Andere, da sie nichts besseres wussten, führten mit Pfeifen und Schreien ausgelassene Freudentänze auf, um das Verlorene leichter zu vergessen. Die eigentlichen Teufel aber, wenn sie den einsamen kleinen Feldteufel dasitzen sahen und flöten hörten, machten sich über ihn lustig, ahmten ihn höhnisch nach und hänselten ihn auf tausend Arten.

Allmählich, da der Satyr lange Zeit einsam über die Ursachen seiner Trauer, über die frühere paradiesische Lust und das gegenwärtige freudenlose und verachtete Wüstenleben nachgedacht, geseufzt und sich gegrämt hatte, fing er an, mit einigen seiner Brüder über diese Dinge zu reden. In Bälde gab es unter den ernsteren Feldteufeln eine kleine Gemeinschaft, der es am Herzen lag, die Gründe ihrer Verworfenheit zu erforschen und über die Möglichkeit einer Rückkehr zu dem früheren seligen Zustande Betrachtungen anzustellen.

Es war ihnen allen wohlbewusst, dass sie unter die Gewalt und Heeresfolge des Teufels gestellt waren, weil über die Welt ein neuer Gott regierte. Von diesem neuen Gotte wussten sie nur weniges. Wohl aber wussten sie vom Regiment und Wesen ihres Fürsten, des Teufels, sehr viel. Und was sie von ihm wussten, gefiel ihnen nicht. Wohl war er gar mächtig und vermochte vielerlei Zauber, wie er ja auch sie selbst im Banne hatte, aber sein Regiment war hart und fürchterlich.

Nun sahen sie aber, dass dieser gewaltige Teufel selber verbannt und in diese unbewohnten Wüsteneien entflohen war. Also musste der neue Gott noch weit mächtiger sein. Und daraus schlossen die armen Feldteufelein, es wäre vermutlich besser für sie, unter Gottes Regiment zu stehen statt unter dem des Luzifer. Demgemäss trugen sie ein Verlangen, diesen Gott besser kennen zu lernen, und sie beschlossen, über ihn jede mögliche Nachricht zu erlangen und alsdann, wenn er ihnen wohl gefiele, einen Weg zu ihm zu suchen.

So lebte diese kleine und verzagte Gemeinschaft von Feldteufeln unter der Führung jenes Flötenbläsers in einer geringen, bänglichen Hoffnung ihre traurigen Tage dahin. Sie wussten noch nicht, wie gross des Oberteufels Macht über sie war. Aber sie sollten es bald erfahren.

Um diese Zeit nämlich begannen die frommen Einsiedler ihre ersten Schritte in die bis dahin unbetretene thebaische Wüste zu tun. Schon seit manchen Jahren war als einziger der Vater Paul in die Öde vorgedrungen. Von ihm erzählt die heilige Legende, er habe viele Jahrzehnte hindurch in einer engen Felsenhöhle ein Büsserleben geführt und sich lediglich vom Wasser einer Quelle, von den Früchten eines Palmbaumes und von einem halben Brot ernährt, das ihm jeden Tag durch einen Raben aus den Lüften herab gebracht wurde.

Dieses Pauli von Thebea wurde eines Tages der Feldteufel gewahr, und da ihn eine gewisse schüchterne Hinneigung zu den Menschen lockte, suchte er den heiligen Einsiedler häufig zu betrachten und zu belauschen. Dieses Menschen Treiben erschien ihm wunderbar. Denn Paulus führte ein gar armseliges Leben in vollkommener Einsamkeit. Er ass und trank nicht mehr als ein

Vogel zu seiner Nahrung bedarf, er kleidete sich in die Blätter des Palmbaumes, hauste ohne Lagerstatt in einer schmalen Höhle und ertrug Hitze, Frost und Nässe, ja er kasteite sich noch in besonderen Übungen, kniete viele Stunden auf dem harten Felsen und betete, auch fastete er an manchen Tagen völlig, indem er sich auch der ärmlichen Speise enthielt, die er zu geniessen hatte.

Alles dieses dünkte den neugierigen Feldteufel gar wunderlich, und anfänglich sah er diesen Mann für einen Irrsinnigen an. Bald aber nahm er wahr, dass der besagte Paulus zwar ein jämmerliches und rauhes Leben habe, dass aber seine betende Stimme seltsam warm und inbrünstig und innerlich selig ertönte und dass auf seinem grauen Haupte und auf seinem mageren und verhärmten Antlitz ein heiliger Schimmer lag und eine herzliche, getroste Wonne leuchtete.

Eine lange Zeit beobachtete der Feldteufel den heiligen Büsser jeden Tag, und er kam zu der Erkenntnis, dass dieser Einsiedler ein seliger Mann war und aus unbekannten Quellen Ströme eines nicht irdischen Glückes genoss. Und da er ihn so häufig die Namen Gottes ausrufen und lobpreisen hörte, gedachte er wohl, dass Paulus ein Diener und Freund jenes neuen Gottes sei, und dass es gut wäre, diesem Gotte anzugehören.

Darum fasste er eines Tages Mut, trat hinter dem Felsen hervor und näherte sich dem greisen Einsiedler. Derselbe wehrte ihm und rief: apage! apage! und drohte ihm laut, aber der Feldteufel grüsste ihn demütig und sagte leise: „Ich bin zu Dir gekommen, weil ich Dich lieb habe, Einsiedler. Wenn Du ein Diener Gottes bist, o, so sage mir etwas von Deinem Gotte und lehre mich, damit auch ich ihm dienen kann.“

Paulus wurde auf diese Rede zweifelhaft, und in seiner Milde rief er ihm zu: „Gott ist die Liebe, wisse das. Und selig ist, wer ihm dient und opfert ihm sein Leben. Du aber scheinst mir ein unreiner Geist zu sein, darum kann ich Dir Gottes Segen nicht geben. Hebe Dich weg, Dämon!“

Der Feldteufel ging traurig von dannen und trug des Büssers Worte mit sich davon. Er hätte gern sein Leben darum gegeben, diesem Diener Gottes ähnlich zu werden. Die Worte Liebe und Seligkeit, obwohl ihre Bedeutung ihm dunkel war, klangen ahnungsvoll und köstlich in seinem Herzen wieder und regten in ihm eine

heftige Sehnsucht auf, nicht minder süss und mächtig als das Heimweh nach dem verlorenen Ehemals. Und da er nach einigen unruhvollen Tagen seiner Freunde wieder gedachte, die gleich ihm des Teufelsdienstes müde waren, suchte er dieselben auf und erzählte ihnen alles, und sie sprachen darüber, seufzten und wussten keinen Rat.

Um dieselbe Zeit kam ein zweiter Büsser in die Wüste gegangen und liess sich an einem öden Orte nieder, wo vor seinem Fusse ein Heer von ekelhaftem Gewürm entfloh. Dieser war der heilige Antonius. Der Teufel aber, über den Eindringling erzürnt und in Furcht um seine Herrschaft über diese Wüste geraten, bot sogleich seine Macht auf, ihn zu vertreiben. Es ist jedermann bekannt, auf welch mannigfache Weise er den heiligen Mann bald zu verführen, bald zu schrecken und zu verjagen suchte. Er erschien ihm als ein schönes, buhlerisches Weib, ja als Bruder und Mitbeter, er bot ihm köstliche Speisen an und legte Gold und Silber auf seinen Weg.

Da dies alles nicht wirkte, bot er seine Schrecken auf. Er schlug den Heiligen bis aufs Blut, er erschien ihm in scheusslichen Gestalten, er zog mit Teufeln, bösen Geistern, Satyren und Centauren, sowie mit Scharen reissender Wölfe, Panter, Löwen und Hyänen durch seine Höhle. Auch der sehnsüchtige Feldteufel musste dem Zuge folgen, aber er nahte dem Dulder nur mit sanften Geberden, und wenn seine Brüder ihn neckten, am Barte zogen und misshandelten, leistete er ihm mit verschämten Blicken stille Abbitte. Antonius aber nahm seiner nicht wahr, oder hielt ihn für ein Gaukelwerk des Bösen. Er widerstand allen Anfechtungen und lebte viele Jahre in Einsamkeit ein heiliges Leben.

Als er neunzig Jahre alt war, liess Gott ihn wissen, es lebe in derselben Wüste ein noch älterer und würdigerer Büsser, und sogleich machte Antonius sich auf, diesen zu suchen. Ohne einen Weg zu wissen, pilgerte er durch die Wildnisse, und der sehnsüchtige Feldteufel folgte ihm, half ihm unvermerkt den rechten Weg zu finden und trat endlich zaghaft vor ihn dar. Er grüsste ihn demütig und sagte, er und seine Brüder trügen ein Verlangen nach Gott und bäten ihn, dass er sie segne. Da aber Antonius ihm misstraute, wich er wehklagend davon, wie es auch in allen alten Berichten der vitae patrum geschrieben steht.

Indessen schritt Antonius weiter, fand den Vater Paulum, demütigte sich vor ihm und war sein Gast. Paulus aber starb, 113 Jahre alt, und Antonius war Zeuge, wie zwei wilde Löwen mit klagendem Gebrüll herbei kamen und mit ihren Krallen ein Grab für den Heiligen gruben. Darauf verliess er die Gegend und kehrte an seinen vorigen Ort zurück.

Allen diesen Begebenheiten hatte der Feldteufel in einiger Entfernung beigewohnt. In seinem schuldlosen Herzen tat es ihm unendlich weh, dass die heiligen Väter beide ihn von sich gewiesen und ohne Trost gelassen hatten. Da er willens war, lieber zu sterben als fürder dem Bösen untertan zu sein, und da er des seligen Pauli Leben und Wesen wohl beobachtet und sich eingeprägt hatte, begab er sich in dessen armselige Höhle. Er zog sein Büsserkleid aus Palmblättern an, nährte sich von Wasser und Datteln, kniete stundenlang in mühevoller Haltung und mit Schmerzen auf den harten Steinen und suchte in allen Dingen den Dahingegangenen nachzuahmen.

Dabei wurde sein Herz immer trauriger. Dass Gott ihn nicht gleich dem Paulus annehme, konnte er wohl sehen, denn der Rabe mit dem täglichen Brot, der zu Jenem gekommen war, zeigte sich nicht mehr. Und doch hatte er gesehen, wie beim Besuch des heiligen Antonius derselbe Rabe ein doppeltes Brot gebracht hatte. Wohl war eine Bibel in der Höhle, aber der Feldteufel konnte nicht lesen. In manchen Augenblicken, wenn er bis zur Erschöpfung gekniet und Gottes Name ausgerufen hatte, fühlte er wohl eine leise, heimliche Ahnung von Gott und seiner Seligkeit vorüberwehen, allein zur vollen Erkenntnis konnte er nicht gelangen.

Darum erinnerte er sich der Worte jenes Paulus, dass es selig sei für Gott zu sterben, und beschloss zu sterben. Noch niemals hatte er einen seinesgleichen sterben sehen, und der Gedanke an den Tod war ihm furchtbar und bitter. Dennoch blieb er bei seinem Vorsatz. Er ass und trank nicht mehr und brachte Tag und Nacht auf den Knieen hin, Gottes Namen im Munde.

Und er starb. Er starb knieend, wie er es beim Vater Paulus gesehen hatte. Wenige Augenblicke vor seinem Tode aber sah er mit Erstaunen den Raben herbeifliegen, mit einem Brot

wie das des Heiligen gewesen war, und zugleich ergriff ihn mit tiefer Lust die Gewissheit, dass Gott sein Opfer angenommen und ihn zur Seligkeit erwählt habe.

Kurze Zeit nach seinem Tode kamen von neuem fromme Pilger in jenen Teil der Wüste, um sich dort niederzulassen. Sie erblickten den Leichnam, der im Büsserkleide knieend am Felsen lehnte, und da sie bemerkten, dass es ein Toter war, beschlossen sie, ihn christlich zu begraben. Sie höhlten eine kleine Grube aus; denn der Tote war von geringer Gestalt, und stimmten Gebete an.

Da sie aber den Leichnam aufhoben, um ihn in die Grube zu legen, wurden sie inne, dass unter seinen verwirrten Haaren zwei Hörnlein und unter seinem Blättergewande zwei Ziegenfüsse verborgen waren. Da schrieen sie laut auf und entsetzten sich über diesen argen Hohn des Bösen. Sie liessen den Toten liegen und flohen unter lautem Beten von hinnen.

□□□

GEIST UND SEELE

Tief in dem Leben des Menschen, da hausen in zweisamem Bunde
Geist und Seele vereint freundlich in dauernder Eh.
Rüstig durchreiset der Geist die weitesten wilden Gefilde,
Nimmer auf Dünkel und Dunst, nur auf das Wahre bedacht.
Aber die Seele verlanget und sehnt sich nach Schönheit und Güte,
Sucht sie mit liebendem Aug, trägt sie mit warmer Geduld.
Sage mir, schüfe nicht Schutz dir die Schärfe des geistigen Schwertes,
Seele, vor tötlichem Feind möchtest wohl sicher du sein?
Wo aber fände der Geist die wirklichen Worte und Werte,
Welche so fein er durchforscht, brächt' sie die Seele nicht dar?

GOTTFRIED BOHNENBLUST.

□□□